

(Nachdruck verboten.)

## Auswanderer.

1) **Novelle von Charles Foley. Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.**

I.

Als er die Oper verließ, die er ohne seine Tochter, Madame Harpiot, oder Therese, seine alte Wirtschafterin zu bernachrichtigen, besucht, wurde Herr Pinchaud unangenehm von einem starken Schneefall überrascht, dessen Flocken sich wie ein endloser Faden weißer Wolle an den elektrischen Laternen hinuntergezogen. Es war ein Dezemberabend, der Himmel klar und kalt und ganz dazu geeignet, daß man sich in einem überheizten Theaterjaale behaglich fühlen konnte. Dort hatte er gleich einen guten Platz im Parterre, ziemlich weit von der Claque, gefunden, und bei „Robert der Teufel“ vier glückliche Stunden durchlebt; bei seinen Lieblingsmelodien hatte er mit dem Kopfe gewackelt und die Arien vor sich hergesummt, während sie gleichzeitig der Tenorist, die Altistin und der Sopran auf der Bühne sangen. Im letzten Zwischenakt hatte er, von einem so gleichmäßig köstlichen Abend entzückt, sich hintereinander zwei kleine Kelche Champagner geleistet; nur um sich die Stimme aufzufrischen, wie er sich selbst gestand, denn trotz der Aufforderung seiner Nachbarn, sich ruhig zu verhalten, hatte er die Partien „Roberts“, „Alices“ und „Vertrams“ leise mitgeträllert. Das Terzett war an jenem Abend ganz wunderbar nach Wunsch gegangen, und deshalb empörte dieses häßliche Wetter Herrn Pinchaud wie ein Mangel an Rücksichten, wie eine Unverschämtheit. Denn wenn sich Herr Pinchaud einmal heimlich ins Theater wagte, so zwang ihn nichts, sich gerade diesen Abend eher als einen anderen auszusuchen. Er war wohlhabend, Witwer, und wohnte in Auteuil, fern von seiner einzigen Tochter, die mit einem Gerbereibesitzer in Montrouge verheiratet war; es stand ihm also frei, sich den Zeitpunkt auszusuchen und sich die Sache erst genau zu überlegen. Hätte er die geringste Ahnung gehabt, daß die weißen Sterne und der klare Mond ein Schneegestöber im Gefolge haben würden, er wäre ruhig, behaglich in seine Decke eingewickelt, in seinem Eßzel am warmen Ofen sitzen geblieben! Dagegen jetzt dieser Sturm! Und er hatte nicht einmal einen Regenschirm für seinen Claque und keine Gummischuhe für seine Lackstiefel, die noch von der Hochzeit seiner Tochter herstammten. Der plötzliche Anfall von schlechter Laune des friedlichen Rentiers läßt sich also begreifen.

Indessen fügte sich Pinchaud nach diesem ersten Aerger, dank den beiden Champagnerkelchen, ziemlich philosophisch in das Unvermeidliche, streifte seine Hose auf und wanderte dem Bahnhof zu. Die erbliche Sparsamkeit der Familie veranlaßte ihn, den Fiaker zu verschmähen. Als sich das Publikum rechts und links zerstreut hatte und die Wagen an ihm vorübergefahren waren, befand sich Herr Pinchaud ganz allein auf der Straße.

Das war recht unangenehm!

Durch die wirbelnden Flocken zuckten die blassen Gasflammen, als wenn sie im Sterben lägen. Die Boulevards erschienen wie ein nebliger Abgrund. Die schwarzen, kahlen Bäume, die düstern Mauern, die sich von den weißen Dächern und dem hellen Erdboden abhoben, machten den Eindruck ungeheurerer Trauerbuchstaben. Die Fensterläden, die Eisenstäbe vor den Geschäften, erschienen wie schwere Lider, die sich über den Augen toter Häuser geschlossen hatten.

Diese Betrachtungen überraschten und erschreckten Herrn Pinchaud. Was dachte er da, er, der gewöhnlich so wenig dachte? Warum erregten diese Neuzerlichkeiten an diesem Abend düstere Vorstellungen in ihm, während er doch gewöhnlich alles Mögliche betrachten konnte, ohne daß deshalb der geringste Gedanken in ihm wachgerufen wurde? Sicherlich war es der Champagner, der ihm diesen Streich spielte, und in weiser Klugheit, da er für seinen schlummer Beklemmungen oder gar Mydrien befürchtete, bemühte er sich seine Aufmerksamkeit ausschließlich der Erhaltung seines Gutes

und seiner Lackstiefel zuzuwenden. Doch der Champagner prickelte ihm im Schädel, stachelte sein Dentvermögen auf und trotz seines Claque und seiner Lackstiefel begann Herr Pinchaud zu überlegen. Aus allen diesen geschlossenen Wohnungen ersah er, daß die Städte, eine Gruppierung von Menschen, die sich zu dem alleinigen Zweck der gegenseitigen Verteidigung vereinigt hatten, infolge einer schrecklichen Uneinigkeit zu einer Anhäufung von Orten wurden, die schlimmer als die Höhlen der Urmenschen anzusehen waren. Welcher Bezirk verabscheute nicht den andern Bezirk, welches Haus suchte nicht seinem Nachbar zu schaden, welches Stockwerk war nicht der Feind des unteren Stockwerkes? So kehrten die Städte, indem sie sich civilisierten, zur Ungastlichkeit, zum wilden Egoismus zurück. Damit Herr Pinchaud zum Beispiel seinen Zug um 12 Uhr 40 Minuten nicht veräumte, mußte er, da die Omnibusse nicht mehr fuhren und die Tramwaywagen ins Depot zurückgebracht waren, um Auteuil zu erreichen, ganz Paris zu durchwandern, in der beständigen Angst, in diesen öden Gegenden unangenehme Begegnungen zu erleben.

War das nicht gräßlich und zeugte das nicht von einer socialen Gleichgültigkeit, die an die Urzeit erinnerte? Herrn Pinchaud stand noch das Aus Hilfsmittel der Hotels zu Gebote, aber würden ihm sich diese öffnen? Und dann, kamte er sie überhaupt? Konnte er nicht in ein zweideutiges Haus eintreten? Und er ein Mann, der einige Louisdors in der Tasche hatte, konnte sich noch aus der Sache herausziehen, aber in seiner Aufregung stellte sich Herr Pinchaud ein schwaches Wesen vor, eine Frau, eine in der Großstadt verlorene Fremde, die von allem entblößt war. Was sollte sie hier in diesem ungeheuren Steinlabyrinth anfangen, zwischen diesen endlosen Mauern eines entsetzlichen Gefängnisses? Ach, die Menschen waren doch eigentlich recht grausam zu den Menschen! Wenn zum Beispiel Herr Pinchaud vor Kälte umkam oder irgend ein Strolch ihn erstach, dann würden diese Menschen ruhig weiter schlafen; sie würden es nicht einmal erfahren. Unerhör! Da war es doch tausendmal besser, einer durch die nackten Wüsten streifenden Horde, einem wilden Stamme anzugehören, der sich in den Wäldern aufhielt, als in dieser gefühllosen Stadt zu leben, die ihre ehrlichen Menschen den Schrecken der Nacht auslieferte, wie man in dem römischen Circus die Märtyrer den Krallen der Raubtiere hinstarf!

Dieses kühne Bild ließ den dicken Mann erschauern. Und plötzlich kam ihm der wahrhaft außergewöhnliche Gedanke, daß er selbst jeden Abend in seinem wohligen, warmen Erdgeschloß ohne die geringste Unruhe in sein weiches Bett kletterte und dort gemächlich einschlief, ohne an die anderen zu denken, an die Obdachlosen, die in der Nacht herumirrten. Und auch seine Tochter, Madame Harpiot, dachte nie daran, ebensowenig Therese, seine alte Wirtschafterin, noch sonst einer seiner Verwandten oder seiner Freunde. Und doch lebten alle so wie er, ruhig und ohne Gewissensbisse. Warum? Was hatte er, Pinchaud, gethan, daß ihn dieser Gedanke heute abend quälte? Woher kamen diese plötzlichen Gewissensbisse eines schuldigen Egoismus? Und ohne daß etwas diese feeliche Katastrophe voraussehen ließ, rang sich in einem Uebermaß des Schmerzes, des Bedauerns, der unklaren Härlichkeit ein höchstes, unerwartetes Streben aus seinem Herzen los: er wollte gut sein.

Das war in seinem Hirn jorzusagen nur ein Aufzucken, das die sorgenvolle Beschäftigung mit seinem Nachzuge plötzlich wieder erstickte. Der Bahnhof war in Sicht. Der erleuchtete Zeiger deutete auf 12 Uhr 20 Minuten. Er dachte nur noch daran, sich sein Billet zu kaufen und wählte in seiner Westentasche, dann wollte er langsam die Treppe hinaufsteigen, um sich nicht zu erhitzen. Eine kalte Feuchtigkeit an den Füßen verstümmte ihn, doch er hoffte, es würde im Waggon warm sein. Da seine Wohnung nur fünf Minuten vom Bahnhof entfernt lag, so war nichts zu befürchten. Sobald er nach Hause kam, wollte er ein Streichholz in das Feuer stecken und den Tisch an die fröhliche Flamme heranrücken, um zu soupiieren; im Büfett stand nach ein kalter Hühnerflügel, ein Schüsselchen Gänsepasteten und drei bis vier Flaschen 1870er Saint-Jacques, ein recht warmer Wein, der nicht zum Denken



anregte; ganz im Gegenteil. Das alles würde ihn vor dem Schlafengehen stärken und seine dummen Ideen verschwinden. Diese heitere Aussicht stimmte den armen Herrn Pinchaud nach und nach etwas fröhlicher, und da seine beiden Kellche Champagner ihm den Schädel etwas in Ruhe ließen, so konstatierte er sogar mit einer gewissen Genugthuung eine Neigung zum Schlummer, als er oben am Ende der Treppe in dem großen Wartesaal mitten in eine Schar Auswanderer hineinsah.

Von dem Menschengeimmel und dem schlechten Geruch unangenehm berührt, wich Herr Pinchaud unwillkürlich zurück und suchte Umwege zu machen, um die Leute nicht zu streifen. Doch der Champagner begann von neuem ihm einen Streich zu spielen. Ein plötzliches Mitleid, das stärker war als sein Widerwille, hielt ihn zurück und trieb ihn dann zu den Kernisten, die im Kampf ums Dasein gestrandet waren. Sitzend oder liegend, zusammengekauert und aneinander gepreßt, schauderten die Auswanderer bei dem Eisehand, den ihnen die Trostlosigkeit der Außenwelt durch die geöffneten Thüren über die Haut jagte. Es waren fahle und welle Gesichtser junger Mädchen, blasse Kindeswangen, scheue, Schrecken einflößende Gesichtser junger Männer; hier sah man Krämerstirnen, dort Kiefer, die eine ausgeprägte Grausamkeit anzeigten. Und unter den Filzhüten, den Seidenmützen, den Strohhüten, den Blusen, den Gehröcken, den Schafspelzen, den Lumpen aus Sammet oder Seide, erriet man die Landstreicher, die Bäuerinnen und Dirnen. Auch klägliche, leichenfahle Greise waren darunter, die sozusagen in einer grauen Todesdämmerung schwebten. Alle Städte Europas hatten hier in diesen kalten Winkel des Wartesaales ihren Ueberfluß an Laster, Elend und Unglück abgelagert. Bestürzt, sich um sich selbst drehend, ging Pinchaud furchtsam um diese Unglücklichen herum, wie ein Schiffbrüchiger, der Klippen zu vermeiden bemüht ist. Er bemerkte, daß die stärkeren, die Männer, sich der Stühle bemächtigten, sich ausstreckten, um auf den Bänken zu schlafen, während die Frauen rauh zurückgestoßen wurden und es nicht wagten, ihnen näher zu kommen. Diese flüchtigen Episoden, diese heftigen Scenen wegen eines Lagers auf einer Bank oder eines Hauches Wärme boten ein so klägliches Schauspiel, daß Herr Pinchaud, von neuer Angst erfüllt, stehen blieb und dieses ganze menschliche Elend mit stummen Blicken betrachtete.

Plötzlich aber wurde er noch heftiger erschüttert. Vor ihm stand eine junge Frau in Schwarz, die sich an die Wand lehnte und einen kleinen Jungen von sechs bis sieben Jahren mit einem dünnen Shawl bedeckte. Auch sie blickte in stummem Entsetzen auf die düsteren Gruppen. Er begriff, daß die Frau sich in diesem Wartesaal von jenen abge sondert hatte, daß sie aber trotzdem mit ihnen ging und zu ihnen gehörte. Die ergreifende Blässe ihres Gesichts, die starren Blicke ihrer thränenleeren Augen, ihre gezwungene Haltung drückten ein solches Entsetzen aus, daß Pinchaud unwillkürlich näher an sie herantrat. Sacht und behutsam zog er den Shawl beiseite, um den Kleinen besser zu sehen; es war ein feiner und hübscher Kopf. Die Frau ließ ihn gewahren, sie war wie tot, wie eine Leibeigene, die sich selbst nicht mehr gehört und jedem Menschen das Recht giebt, sie anzurühren, ohne daß sie mit der Wimper zu zucken wagte. Als sie sah, wie dieser gute, alte Herr ihr Kind streichelte, rollten zwei Thränen — vielleicht die letzten — aus ihren ausgetrockneten, großen Augen, und wieder leuchtete es vertrauensvoll in ihren blauen Blicken auf. Pinchaud war verwirrt; er reichte ihr Geld, Silberstücke. Sie lehnte mit langsamem Kopfschütteln ab und deutete auf andere Augen in der Umgebung, die Pinchauds Bewegung beobachtet hatten. Nun senkte er die Stimme, soweit er konnte und sprach zu ihr. Durch Zeichen gab sie ihm zu erkennen, sie verstehe ihn nicht, dann sprach sie ebenfalls in unbekanntem Worten, doch ihre Stimme blieb harmonisch, voll klagender Melancholie. Zu verständigen Bewegungen bemühte sie sich zu erklären, daß sie von weit herkomme und weit hinginge, daß sie niemanden unter diesen Leuten kenne, daß sie nichts hinter sich zurückließ, nichts erwartete, und so seit Tagen und Tagen, gestoßen, eingeeengt und gequält, in dieser Horde von Auswanderern lebe. Sie gab ihm das zu verstehen, oder wenigstens ließ Pinchaud ihrer rührenden Mimik diese Bedeutung. Und aus ihrer Haltung, ihrer ärmlichen, aber anständigen Kleidung, ihrer Stimme, ihren Blicken schloß er, daß sie anständig, feinfühlig und ehrenhaft war, und daß sie irgend ein phantastisches, romantisches Drama,

wie es das wirkliche Leben noch zuweilen bietet, hierher geschleudert hatte. Und Pinchaud dachte nicht mehr an seine kaltherzige und geizige Tochter, noch an die mißtrauische und brummige Wirtschafterin, noch an seinen Claque oder seine kalten Füße. Er sah nur diese beiden gebrochenen Wesen. Und von neuem schoß ein Blitz durch sein Hirn; es zuckte in seinem Haupte auf; „man mußte gut sein.“ Ein glühendes Mitleid erfaßte seine Seele, und zum erstenmal erschien es ihm als das wahre und einzige Ziel des Lebens: „Geben und helfen!“

Die Uhr zeigte indessen bereits zwölf Uhr fünfunddreißig Minuten. Pinchaud bestand einen letzten Kampf gegen die erbliche Kleinlichkeit seiner Familie und gab der Frau und dem Kinde ein Zeichen, sie möchten ihm folgen. Sie zögerten überrrascht und sahen einander an, um dann wieder Herrn Pinchaud anzusehen. Was sie in seinen Augen lasen, bestimmte sie, ihm zu trauen. Sie folgten dem alten Manne. Er ging schnell, so leichtfüßig vor ihnen her, daß er nicht mehr glaubte, der Pinchaud der alten Zeit zu sein, sondern sich für einen ganz andern, einen freien Pinchaud hielt, der einen wahren Himmel im Herzen trug, und dessen Gewissen von einer Menge schwerer Ketten und bleierner Vorurteile sich befreit hatte. Er glaubte, eine düstere, erniedrigende, demütigende Existenz zu verlassen und in der großmütigen Aufwallung seiner ursprünglichen Seele sich selbst zurückgegeben zu sein. Er erkannte recht wohl, daß die beiden Kellche Champagner zum Teil dabei mitwirkten, und doch fühlte er, daß er scharfsichtig, verständig, urteilsfähig und mehr als je Herr seines ganzen Willens war. Am Schalter verlangte er, obwohl er sich sonst begnügte, in die zweite Klasse zu steigen, zwei Billets erster und bezahlte den Ueberfluß ohne Murren. Im Waggon schloß er sorgfältig die Fenster, überzeugte sich, daß die Frau ihre zerrissenen Sohlen auf das warme Kohlenbeden legte, und fragte geschwätzig, mitteilksam, glücklich, sich die Hände reibend, wohl gehumal:

„Ist Ihnen jetzt warm? Na, jetzt geht's besser, wie? Sie haben vielleicht Hunger? Nur Geduld, wir werden schon essen; ich habe in meinem Buffet noch einen Rest Huhn, ein Schüsselchen mit Gänseleberpastete, und wir drei werden ein Fläschchen Saint Jacques austrinken, und wenn das noch nicht genug ist, werden wir eine zweite entfordern.“

Er hüpfte auf seinem Platze förmlich hin und her, zappelte mit seinen kleinen, kurzen Beinen, und war so fröhlich, als wenn er alte Jugendfreunde wiedergefunden hätte. Dabei schwakte er und schwakte und schwakte, für sich selbst, nur für sich selbst, ohne sich darüber zu ärgern, daß man ihm nicht verstand. Die junge Frau fühlte sich ob so vieler Rücksichten einigermaßen verwirrt, und wenn ihre Blicke auf Pinchaud fielen, perlten in ihren Augen kleine flüchtige Thränen. Um sie dann wieder zum Lachen zu bringen, blickte er sich zu dem kleinen Jungen, und um ihm anzudeuten, man würde es sich gut schmecken lassen, zeigte der alte Mann mit seinem Finger auf den Mund, und zwar mit einer so drohlichen Grimasse, daß alle Drei in lautes Lachen ausbrachen.

(Fortsetzung folgt.)

## Abens dramatischer Epilog.

(Wenn wir Tote erwachen.)

Die Dichtung gehört nicht zu denen, die ihrem Urheber Welt ruhm eintragen; sie ist aber trotzdem von gewaltiger Kraft und Tiefe. Allerlei dunkle Schatten spulen hinein, die man am Ende Schatten des Alters nennen darf. Die Dichtung ist in einer Weise ein Mysterium, aber freilich in einer Weise, die mit den kindlichen Vermutungen in unserer symbolistischen Spätdecadence nichts zu thun hat. Ein ergreifendes Menschen schicksal lebt in ihr, ein Schicksal, das gerade darum so groß ist, weil es von so vielen getragen wird. Dann und wann aber, während wir die Handlung erleben, schwindet die Scene, Schatten sinken herab und die Dunkelheit belebt sich mit mythischen Gesichtern. Ahnungen wehen uns an und auch ein Grauen kann uns packen. Wir sehen tief in die Tiefe der Nacht, wie man etwa in einen dunklen Abgrund sehen mag, der sich jäh vor unseren Füßen aufthut. Das Dunkle da unten packt uns und brennt uns; wir müssen hineinschauen, ob wir wollen oder nicht und gerade weil unsere Seele und unsere Sinne gefangen genommen sind, vermögen wir nicht zu sagen, was uns eigentlich packt. Der Unterschied zwischen dem großen Ibsen und den kleinen Symbolisten wird am besten durch ein Gleichnis klar. Bei unsern Jüngsten sehen wir in ein verworrenes Schattenspiel. Schatten haften vorbei, ohne Sinn und Gestalt und ohne etwas anderes zu hinterlassen, als den bescheidenen Stimmungswert, den Schatten immer hinterlassen, eben weil sie



Schatten sind. Bei Ibsen wandern wir durch eine dunkle Nacht im Herbst. Der Sturm treibt mächtige Wolken am Mond vorbei. Fern, wo der Wald sich lichtet, schimmert eine alte Burg durch die Stämme. Die ungewisse Beleuchtung läßt sie nicht deutlich erkennen, mitunter verschlingt die Nacht sie ganz, aber dann taucht sie wieder in der silbernen Dämmerung auf und den Umrissen sieht man es an, daß es eine feste Burg ist, die den Jahrhunderten trotzt.

Ibsen hat seine neue Dichtung selbst einen „Epilog“ genannt, was nur als ein Nachwort zu seinem ganzen dramatischen Schaffen verstanden werden kann. Er hat damit selbst dem Buch den Charakter einer Beichte gegeben, nicht in dem allgemeinen Sinne, in dem jede Dichtung eine Beichte ist, sondern in dem besondern, daß es ein Bekenntnis ist, für das man ihn persönlich in Anspruch nehmen darf. Sehen wir uns daher zuerst den Mann an, der hier beichtet. Er beichtet — und das eben kennzeichnet ihn — vor der ganzen Welt. Die norwegische Ausgabe, die vor mir liegt, teilt mit, daß gleichzeitig mit den beiden Originalausgaben (der norwegischen und der deutschen) englische, französische und russische Uebersetzungen erscheinen, die vom Dichter autorisiert sind. Etwas später folgen dann holländische, ungarische, böhmische, polnische und italienische Uebersetzungen. Das ist eine Weltstellung, soweit ein Dichter eine solche überhaupt erlangen kann. Ibsen hat die Gewissen wachgerüttelt, wie nur ein Dramatiker sie wachrütteln kann. Er hat den Blick für die menschliche Psyche verschärft, er hat Gräber aufgerissen, er hat moderne Tugenden verachtet und hat an moderne Institutionen das kalte Messer seiner Kritik gelegt; und das alles hat er unter den Augen und dem Beifall der ganzen civilisierten Welt gethan. Als er seinen 70. Geburtstag feierte, erschienen von allen Kulturen angeordnete Vertreter, um ihm zu huldigen. Was hat nun dieser Mann zu beichten? Er bekennt, daß er erst jetzt zum Sehen erwacht ist. Und was ist es, das er nun sieht? Er sieht, daß er nie gelebt hat.

In diesem Bekenntnis, das kurz und hart ausgesprochen ist, liegt eine ergreifende Tragik. Die menschlich-persönliche Wirkung ist in diesem Fall tiefer, als die eigentlich dichterische. Da der wortkarge Ibsen aber sein Drama ausdrücklich als einen „Epilog“ bezeichnet hat, liegt in diesem Umstand nichts, das ästhetisch zu rügen wäre. Das menschliche Moment muß sogar mehr hineinspielen, als es sonst bei Dichtungen Brauch ist. Wenn man die Tragödie unabhängig von ihrem Dichter betrachtet, könnte es auf den ersten Blick scheinen, als enthielte sie wenig Besonderes. Freilich nur auf den ersten Blick. Eine oberflächliche Betrachtung könnte in dem Ganzen nur eine Behandlung des alten Konflikts zwischen Pflicht und Neigung sehen, was ungefähr dasselbe wäre, als wenn man in Hamlet nur eine Darstellung von unglückseligen Familienverhältnissen sehen würde. In der That handelt es sich um ein Problem, das einem alten Ibsen-Problem nahe verwandt ist, ohne ihm doch wiederum gleich zu sein. Wer Ibsen kennt, kennt auch die Hamletnaturen, die ihr Glück nicht zu unarmen wagen, weil das Gewissen sie feige macht. In dem neuen Drama „Wenn wir Toten erwachen“, handelt es sich um etwas Aehnliches. Professor Aubeck, ein Bildhauer, hat für sein Meisterwerk, das weltbekannt geworden ist, ein junges schönes Weib als Modell gehabt. Er hat in seinem ganzen Leben eigentlich nur dieses eine Modell gehabt; sie war im Grunde mehr Ursprung als Modell seiner Kunst. Als sie ihm bis zur Vollendung seines Werkes „in voller freudiger Radtheit“ gedient hat, verläßt sie ihn eines Tages und verschwindet spurlos. Nach Jahren erst sehen sie einander wieder, als beide inzwischen durch das Schicksal gebrochen sind, das sie zu tragen hatten. „Warum“, fragt Aubeck, „gingst Du damals fort von mir?“ Und sie antwortete: „Weil Du ein Verbrecher an mir begangen hast. Ich stellte mich vor Dich hin, nackt und bloß, damit Du mich beschauetest — und nicht ein einziges Mal verührtest Du mich.“ Aubeck sagt: „Ich war Künstler“, worauf sie mit einem Anstrich von Hohn erwidert: „Das ist es eben. Erst das Kunstwerk — dann das Menschenkind.“ Hier stehen wir vor dem Problem: Aubeck hat sein Glück nicht unarmt, aber nicht aus sittlichen Bedenken, sondern weil er es nicht sah. Er war Künstler — oder besser, sagt seine Dame — Dichter, denn in dem Wort liegt so etwas Schöneres und Mitleidiges. Etwas von der Sehnung, mit der man Menschen behandelt, die seelisch nicht ganz normal sind. Das Leben hat in Sonnenglanz und Schönheit vor dem Dichter dagelegen; aber er mußte bis an das Ende seiner Tage in einem kalten, feuchten Loch sitzen und mußte sich mit Lehmklumpen und Steinblöden todmißde arbeiten. Hier sehen wir in die Tiefe der Dichtung und in das Schicksal der Menschen, die in der Idee leben, während andere ihnen das frische, poehende Leben rauben. Es handelt sich hier gar nicht um die individuelle Seele Aubecks, auch nicht einmal um die des Künstlers im allgemeinen, es handelt sich um einen ganzen Typus. Dieser Typus hat allerdings im Künstler Aubeck mit brennender Anschaulichkeit und tiefer Psychologie Gestalt gewonnen und ein Künstler, ein Dichter, war auch am geeignetsten, ihn zu vertreten. Man sieht: bei einem so tiefen Problem bedurfte es gar nicht der menschlichen Erinnerung an Ibsen, um ergriffen zu werden. Daß man aber trotzdem immer an den alten Meister denken muß, giebt dem Buch allerdings einen ganz besondern Wert.

Mit Aubeck und seiner Geliebten kontrastieren Frau Aubeck und

ein urwüchsiges Guttsbesitzer. In Frau Aubeck ist das kleine sinnliche Wesen, das im Grunde ihren Mann betrachtet, mit großer Kraft lebendig gemacht. Der Guttsbesitzer ist recht plump und äußerlich ausgefallen. Wir bemerken hier gleich, daß außer diesem Mann uns auch manches andere im Stück mißfällt. Nur daß wir an dieser Stelle die kleinen Maniertheiten hinter das große Problem zurücktreten lassen wollen. Außerdem überwiegt auch in den Einzelheiten schließlich doch das Gute. Der Dialog ist (wenigstens im Norwegischen) von eherner Festigkeit und ehernem Klang. Die Symbolik ist oft von einer wunderbaren drinnen Pracht, und die Kunst, mit der hier tiefe Psychologie in ergreifende Scenen umgesetzt ist, ist geradezu staunenswert. Alles in allem: wenn auch in der speziellen Diskussion vieles zu sagen sein wird — das Buch macht mit Recht seinen Weg durch Europa. Der alte Vergadler wird wohl kaum wieder die Schwingen spannen, um von Norden her über die Welt zu fliegen. Mit um so größerer Ehrfurcht wollen wenigstens wir diesem letzten dramatischen Fluge zuschauen. —  
Erich Schlaifer.

## Kleines Feuilleton.

ce. **Weihnachtsbescherung im Walde.** An den Niefen des Grimevalds blüht der Schnee; in der Mittagssonne taut er in leisen Tropfen herab und malt dunkle narbenartige Tupfen in die weiße Decke, die sich über den Boden breitet. Ein paar dürftige Palme erheben sich über den Schnee, der auf den Gassenstraßen von Menschenfüßen zermüht ist, während er weiter im Innern nur von den zierlichen Fährten des Wildes gemustert ist. Das ist köstlich, in dieser milden Winterfrische durch den verschneiten Wald zu waten, da giebt es für die tiefenstehenden Füße erfrischenden Widerstand zu überwinden. Die Ermattung von den Zimmerfreunden des heiligen Abends und des ersten Weihnachtsfeiertages beginnt in den Nächten der Schneewanderung zu schwinden, und übermüht wälze ich mich mit meinem Buben in den kühlen Floden — bis das Tautwasser am Hals die warme Haut hinabgleitet. . . . Man darf wieder einmal hell lachen und sich am Thörichtesten freuen. . . . Nur wenige Menschen wagen mit uns diese Waldwanderung am Vormittag des zweiten Feiertages. Ein Gelschlitten gleitet gemächlich an uns vorüber, die Grantiere lassen sich Zeit. Ueber die Felder, die dem Walde vorlagern, hüpfen Hasen, Krähen bringen tief schwarze Schatten in die lichte Luft, eine stille, überjonte Windmühle ragt am Horizonte. Drinnen im Walde taucht jetzt das Bild auf. Audel von Hirschen und Rehen kommen hervor, in dem Schnee scharrend. Die Tiere drängen sich dicht an die Wildgatter und suchen die Rabe der von Menschen belebten Straßen in der Erwartung, daß ihnen von ihren Todfeinden Nahrung kommen möchte. Drei stattliche Hirsche schreiten langsam über unseren Weg, die zwei kleineren verschwinden bei unserem Nähen auf der anderen Seite des Waldes, der dritte, der stattlichste, ein Viergehender, bleibt in der Mitte des Weges stehen und erwartet uns. Er läßt sich ruhig von uns berühren. Da gedenken wir unseres Pfeffertuchenvorrats in unseren Manteltaschen. Wir wissen zwar nicht, ob das Bild solche Weihnachtsnahrung zu würdigen versteht. Indessen wir versuchen es. Begierig und anmutig zugleich nimmt uns der Hirsch das erste angebotene Stück aus der Hand, und so verfüllern wir allmählich alles, was wir besitzen. Dann wandern wir weiter. Der Hirsch aber bleibt auf dem Wege stehen und schaut mit seinen schönen, innigen Augen in die Richtung, aus der wir kamen. Er schließt von uns auf andere Spaziergänger und auf weitere süße Nahrung — der König unserer Wälder durch Schnee und Frost gebändigt — zum Bettler am Wege. . . .

## Theater.

**Weihnachten in den Theatern.** (Berliner Theater. Lessing-Theater. Schauspielhaus.) — Das Präludium hieß „Flottenmanöver“ und wurde von den Herren Kraak und Stobiger gespielt. Es sollte ein lustiges Präludium sein, glaube ich. Wenigstens stand „Schwan!“ auf dem Zettel und es ist ja eine weitverbreitete Anschauung, das Schwänke lustig sind. In der That lachte das Publikum auch und somit ist — für die Autoren wenigstens — die Frage in aller Form erledigt.

Das Stück ist in seiner besonderen Art eine Anekdote für die neue Flottenvorlage. Es liegt mir sehr fern, den beiden Dramatikern nachzujagen, daß sie eine Satire auf die Flottengegner schreiben wollten. Zu einer Satire gehört Verstand, und bei unseren Dichtern wundert man sich geradezu, wie es möglich war, eine so kleine Portion dieses Artikels noch auf zwei Menschen zu verteilen. Die ganze Sache ist ein Gemengel der ältesten und schälsten Possenscherze. Ein sächsischer Philister, der gegen die Flotte ist, weil Sachen keine Küsten hat, reist nach Helgoland, um seine Tochter an einer Heirat mit einem mittellosen Journalisten zu hindern. Da vor Helgoland Flottenmanöver abgehalten werden, laufen auf der Insel allerlei „schmutzige“ See-Offiziere und Seeladetten herum. Die hübschen Uniformen stiften natürlich Liebeserklärungen, Verlobungen usw. und schließlich wird auch der sächsische Philister von der allgemeinen Badisch-Begeisterung ergriffen. Von der Flottenvorlage, die in dem Stück diskutiert wird, verstehen die Autoren etwa soviel wie Schweinburg. Sie haben begriffen, daß sich mit der Sache Geld verdienen läßt.



Wir haben, wie man sieht, an dem Präliminum einiges aus-  
zusehen. Das aber soll uns nicht hindern, den einzigen Vorzug  
hervorzuheben, den es wirklich hat: es war eine durchaus an-  
gemessene Einleitung zu der Theatermusik, die in den Feier-  
tagen folgte.

Zunächst begann der Dichter **Lorronnel** zu singen. Er  
scheint insofern zur älteren Generation zu gehören, als er die  
Lientenants, ohne die ein deutsches Lustspiel nicht denkbar ist, noch  
immer aus dem Landheer nimmt. Vielleicht entwickelt er sich in  
dieser Beziehung, um so mehr, da er es in irgend einer andern  
schwerlich thun wird. Sein Talent kann sich nicht steigern, da er  
Leins besitzt, und ebensowenig braucht man zu befürchten,  
daß er sinken wird. Er ist schon unten. Er war — und das will  
bei der Konkurrenz, die ihm gemacht wurde, immerhin etwas sagen  
— der traurigste Dichter der Feiertage. Die humoristische Idee  
seines Stüdes brauchte er freilich nicht zu stellen, da derartige Dinge  
als herrenloses Gut auf der Straße liegen. Man kann also ohne  
Zögern einräumen, daß wenigstens die Idee sein rechtmäßiges geistiges  
Eigentum ist. Betrachten wir sie näher. Ein Lientenant wird durch  
die Ansprüche einer hübschen Verwandten von der Erbfolge auf  
seinem väterlichen Gut ausgeschlossen. Er heiratet die Verwandte  
und wird dadurch wieder Gutsbesitzer. Das wäre die Idee.

Natürlich giebt es daneben noch allerlei anderes. Beispielsweise  
einen fideles Junker, der gern kneipt, dann eine fromme Tante, die  
Temperanzler ist und endlich den besetzten „dünnen Diener“, der  
in feierlichen Momenten das Publikum durch seine rührende Treue  
ergreift.

Im „Schauspielhaus“ kam der alte **L'Arronge** mit  
einem alten Stück zu Wort. Daß er selbst „**Otto Langmann  
Wwe.**“ für ein neues Stück hält, kann mich in meiner Auf-  
fassung nicht beirren. Es ist dieselbe kleinbürgerliche Dürftigkeit und  
dieselbe kleinbürgerliche Beschränktheit, die wir von jeher an ihm  
kennen. Das Haus „Langmann Ww.“ wird durch die modernen  
Warenhäuser ruinirt. Die stolze Witwe lernt die sogenannte „ehr-  
liche Arbeit“ schätzen und der Hauptvertreter der besagten Arbeit —  
ein Elektricitätsarbeiter — bekommt die Tochter des vornehmen  
Hauzes. Wir begreifen, daß **L'Arronge** sich zu diesem Stoff  
hingezogen fühlte. Er selbst ist ein Opfer der modernen  
Industrie. Als Litterat ist er der nothleidende Handwerker,  
der noch etwas auf seinen Stand giebt. **Blumenthal** ist der  
gewissenlose Großkapitalist, der das Theater bis zum völligen Ruin  
ausbeutet. Aber **Blumenthal** hat gesiegt und mußte siegen. Die  
**Sirna Langmann-L'Arronge** ist bankrott für immer. —

E. S.

**Musik.**

Der Geburtstag **Beethovens** am 16. Dezember reagt dazu  
an, die vorweihnachtliche Konzertzeit mit mehrfachen Aufführungen  
seiner trotz allem immer wieder so populären Werke anstelligen zu  
lassen. Herr **Weingartner** z. B. dirigierte am letzten Freitag  
ein aus schließlich **Beethoven**-Konzert; er war dabei so recht in  
seinem Element, ließ in die Pauken dreinhauen und in das Blech  
dreintuten, was Zeug hielt, und machte wieder die Franzosen  
beifallstoll. Ein verhältnismäßig wenig bekannter Nummern-  
theil war das Adagio aus der, von der Overture her allbekanntesten  
Musik, die **Beethoven** zu einem Ballet „Die Geschöpfe des  
**Prometheus**“ geschrieben; es gab unserem Konzertmeister vom Cello,  
Herrn **Dechert** wenn ich nicht irre, Gelegenheit zu erfolgreichem,  
solistischem Hervortreten. Der eigentliche Solist des Konzertes war  
Professor **Halir**, der das Violinkonzert spielte. Man bekommt  
nicht häufig einen so erfreulichen Gegensatz gegen das Virtuosenhafte  
zu hören wie hier, so sehr das Können des Künstlers auch dem  
gewachsen wäre. Es ist der Meister schlecht und recht, der nicht unter  
der Meisterschaft bleibt und nicht über sie hinausgeht, der warm  
spielt, der aber doch den akademischen Professor nicht ganz ver-  
leugnet.

Hatten wir im vorigen Jahr über manche Darbietungen des  
Quartetts, das denselben Künstler an der Spitze hat, klagen müssen,  
so hat uns der neuliche zweite **Halir**-Abend sehr angenehm ent-  
täuscht. In der Wiedergabe von **Beethovens** C-moll-Quartett  
war nichts von der akademischen Temperamentlosigkeit zu  
spüren, die sich etwa erwarten ließ, obschon die „**Böhmen**“  
(über deren neulichen **Beethoven**-Abend mit den drei Quartetten  
opus 59 mir ein Freund voll Entzücken den Kopf heiß machte) wohl  
noch anders ins Zeug gegangen wären; sie hätten, wie immer, so  
z. B. auch im Trio des dritten Satzes den unteren Stimmen weit  
mehr ihr Recht gegeben, als es **Halirs** Genossen thaten. Aber sonst  
alle Achtung, zumal angeichts der Frische und der besetzten Be-  
wegung, mit denen das Finale herauskam!

Derselbe Quartettabend brachte eine noch ungedruckte Neuheit,  
ein Streichquartett von **Hans Hermann**, einem jüngeren  
Komponisten, der bereits durch einige Vokalstücken günstig bekannt  
ist. Das Stück ist „über den Namen **Vegas**“ geschrieben. Das  
heißt: es baut sich auf Motiven auf, gebildet zunächst von Tönen,  
deren Notenbezeichnungen eben jenen Namen zusammen-  
setzen. Ein solcher „**Witz**“ ist in der ersten Musik  
längst auch durch klassische Beispiele legitimirt; Namen  
wie **Bach**, **Weg**, **Abegg**, **Beliaeff** sind in dieser Weise motivisch ver-  
wertet worden. Dem diesmal gewählten Namen hat der Komponist  
mehrere interessante Tonkombinationen, zum Teil für verwickelte

Züngen, entnommen. Im ganzen ist das Werk jedenfalls sehr  
dankebar für die Ausübenden sowohl wie auch für die Zuhörenden;  
es enthält manche hübsche Melodik und zeugt von Herrschaft über  
die Form, wenngleich der erste Satz nicht recht einseitlich wirkt.  
Im übrigen wird ja wohl niemand weder den Anspruch erheben,  
daß hier ein geschichtlicher Fortschritt angestrebt sei, noch auch, daß  
im älteren Rahmen etwas besonders Bedeutendes geleistet sei. — sz.

**Aus dem Tierleben.**

— Zur „Medertheorie“ der **Belassine**.“ Im An-  
schluß an die in „**Prometheus**“ mitgetheilte, von **Nohweder** in  
Gutjum auf Grund künstlicher Erzeugung des **Medertons** durch **Blase-  
balg** und kurzes Aufschlagen mit dem Finger auf die Flügel einer  
ausgestopften **Belassine** aufgestellte Theorie wird an derselben Stelle  
darauf hingewiesen, daß **H. Precht** in der „**Deutschen Jäger-Zeitung**“  
seine Bedenken gegenüber dieser Erklärung ausgesprochen hat, wenn  
er auch zugeben muß, daß dieselbe durchaus methodisch und als  
scharfsinnig bezeichnet werden muß. Er verlangt, daß auch das Gegenteil,  
nämlich daß sich dieser **Mederton** durch dasselbe Mittel an ausgestopften  
**Doppelschnepfen**, **Regenpfeifern** oder **Totanus**-Arten nicht hervor-  
bringen lasse, bewiesen werde. Schon die Voraussetzung **Nohweders**,  
daß der **Mederton** der **Belassine** durch die äußersten Stoffspernen der  
Flügel insofern schneller Vibration hervorgehen werde, sei eine  
irrig, was **Precht** durch folgende Beobachtung zu beweisen sucht:  
„Es war in den ersten siebziger Jahren, als ich, damals schon ein  
eifriger Ornithologe, zur Pflanzzeit die heimatischen Fluven meines  
Geburtsdorfens **Wellen** im **Streise** **Motenburg** in **Hannover**  
aufsuchte. An einem schönen, leichtwarmen Morgen durch-  
streifte ich, gedeckt durch **Erlengebüsch**, die **amoorige** **Niederung**.  
Da auf einmal hörte ich den **Walzru** der **Belassine**, scheinbar in der  
Nähe, aber kürzer, ich möchte sagen heimlicher, als ich sonst gewohnt  
war. Ich schaute in die Höhe und sehe endlich den **Vogel**: er stand  
auf einem dünnen, etwa 2 Meter hohen **Erlenstumpf**, und ich sah  
und hörte wiederholt, wie der **Vogel** bei vorgerecktem **Halz**  
den **Walzru** hervorbrachte. Die **Entfernung** betrug höchstens 40 Schritt,  
so daß ich die **Bewegung** genau sehen konnte. Um mich besser zu  
überzeugen, ging ich noch näher heran und brachte den **Vogel** zum **Ab-  
streichen**. Es war wirklich eine **Belassine**, welche sich in bekannter  
Weise schräg aufsteigend erhob und das **Walzen** in der **Luft** fortsetzte.  
Dasselbe **Lang** jetzt kräftiger und wurde etwas länger angehalten,  
was sich sehr natürlich durch die stärkere **Muskelspannung** während  
des **Fluges** erklären läßt.“ Danach scheint es also, daß der **Walzru**,  
das sogenannte „**Tiden**“, durch den **Stecher**, also im **Kehllopf**, erzeugt,  
dagegen das **Trommeln** durch die **Flügel** hervorgerufen wird, letzteres  
dann, wenn das **Männchen** beim **Umkreisen** des **Brutplatzes** des  
Weibchens die **Vogel** nach unten schlägt. —

**Humoristisches.**

— Im **Hotel** **Gast**: Herr **Wirt**, was ist das eigentlich, in  
meinem **Zimmer** fällt der eine **Fensterflügel** immer auf.  
**Wirt**: „Das ist allerdings auffallend.“  
**Gast**: „Und der andre fällt immer zu.“  
**Wirt**: „Das ist Zufall.“ —  
— Auch ein **Motiv**. „Du hast Dich also gestern verlobt?  
Wie ist das nur so auf einmal gekommen?“ —  
„Ich hatte nämlich für gestern gerade zwei **Freibilletts** ins  
Theater.“ —  
(„**Luft** **W.**“)  
— **Politik** in der **Liebe**. **Prinzipal**: „Was bilden  
Sie sich ein, um die **Hand** meiner **Tochter** anzuhalten. Aus der  
Verbindung wird nichts!“  
**Commis**: „Oho, **Männchen**! **Verbindungsverbot** — det is  
nich mehr!“ —  
(„**Ständ.** **Postillon**.“)

**Notizen.**

— Von **Heinrich Schulz**-**Beuthen** gelangt in kurzem am  
Theater des **Westens** eine **Oper** „**Aschenbrödel**“ zur  
Aufführung. —  
— Ein zweites ständiges Theater steht für **Kärn-  
berg** in Aussicht. Der **Magistrat** hat die **Konzeption** dafür dem  
**Direktor** **Reichthaler** in **München**, dem **Begründer** des dortigen  
**Deutschen** **Theaters**, erteilt. Das neue Theater will in erster Linie  
die moderne **dramatische** **Litteratur** veranschauligen. —  
— Die **Stadt** **Baden**-**Baden** hat eine **Gemälde-  
galerie** und **Kunstsammlung** als **Geschenk** erhalten, deren  
Wert auf 800 000 **M.** geschätzt wird. —  
— Auf dem **Semmering** will der **Wiener** **Architekt** **Neumann**  
ein **Sommertheater** erbauen. —  
— **Agnes Sorna** errang bei ihrem ersten Auftreten als  
„**Rora**“ im **Pariser** **Théâtre de la Renaissance** einen großen  
**Erfolg**. —  
— Neben **Fritz von Uhdes** „**Bergpredigt**“ ist auf der **Berliner**  
**Versteigerung** in der vorigen Woche auch **Wilhelms** **Leibls** „**Mann**  
mit dem **Krug**“ für das neue **Dudapest** „**Museum** für die  
bildenden **Künste**“ erworben worden. —